

deutschen Schriftsteller machte er mitverantwortlich; an den Bruder schrieb er, als die deutsche Niederlage sich bereits abzeichnete: »Ich glaube nicht, dass der Sieg irgend einer Sache noch der Rede wert ist, wo wir Menschen untergehen. Alles, was nach dem Letzten, Furchtbarsten, das noch bevorsteht, an besserer Menschlichkeit kann errungen werden, wird bitter u. traurig schmecken. Ich weiss nicht, ob irgend Jemand seinem Mitmenschen ›leben helfen‹ kann; nur möge unsere Literatur ihm dann nie zum Sterben verhelfen!«

Es waren nicht viele, die sich wie Heinrich Mann öffentlich gegen die allgemeine Kriegsbesoffenheit wehrten: Johannes R. Becher, Annette Kolb, Ricarda Huch, Arthur Schnitzler, Leonhard Frank, Frank Werfel... Sie wurden nicht gehört, aber die

Nationalsozialisten merkten sich ihre Namen und setzten sie auf ihre schwarze Liste. Von den Jungen überlebten viele schon das erste Kriegsjahr nicht – wie Georg Trakl oder Ernst Stadler. Oder der Expressionist Alfred Lichtenstein, der schon in der siebten Kriegswoche fiel. In einem Gedicht hatte er zu Gott gefleht:

*Sieh, ich möchte gern noch leben,  
Kühe melken, Mädchen stopfen  
Und den Schuft, den Sepp, verprügeln,  
Mich noch manches Mal besaufen  
Bis zu meinem selgen Ende.  
Sieh, ich bete gut und gerne  
Täglich sieben Rosenkränze,  
Wenn du, Gott in deiner Gnade  
Meinen Freund, den Huber oder  
Meier, tötest, mich verschonst...*



**Wolf Scheller**

war bis 2009 Rundfunkredakteur in Köln und ist nun freier Autor. Seine Schwerpunkte sind jüngere Zeitgeschichte und Literatur.

[wolfscheller@gmx.de](mailto:wolfscheller@gmx.de)

*Judith Klein*

## »Für eine kurze Zeit«

### Volker Weidermanns Erzählung über einen Exilsommer in Ostende und Bredene

Einfühlung, Imagination und romaneske Erzählformen beflügeln heute mehr und mehr die Biografik. Im besten Fall hält diese an den dokumentarisch-wissenschaftlichen Methoden fest. Aus der Mischung entstehen kleine Ableger: Bücher, in denen eine einzelne biografische Episode – ob »Sternstunde«, Einschnitt oder Katastrophe – vergegenwärtigt und ausgeschmückt wird: Kafkas letzte Liebe, Simone Weils Sterben in England... Beschränkung auf eine einzelne Episode bedeutet keineswegs Verengung; denn im Brennpunkt des einen

Ereignisses konvergieren andere Ereignisse, Vorkommnisse der Vergangenheit und der Zukunft, Rückblicke und Vorahnungen.

Volker Weidermann hat ein lesenswertes Buch über den Juli 1936 vorgelegt, den Stefan Zweig (begleitet von Lotte Altmann, Sekretärin und Geliebte) und Joseph Roth zusammen in Ostende verbrachten. Zwischen den beiden Schriftstellern hatte sich seit 1927 eine Brieffreundschaft entwickelt, die einen fruchtbaren Austausch zeitigte und schließlich aufgrund finanzieller Abhängigkeit in Gereiztheit mündete.

Die Briefe, die Roth vor dem Sommer an Zweig schickt, sind dramatische Hilferufe aus finanzieller und psychischer Not, die der Empfänger mit Trost, Zuspruch und Geldzuwendungen beantwortete. Über die Beziehung der beiden Freunde in Ostende schreibt Weidemann: »Sie sind wie für einander gemacht. Zwei Stürzende, die Halt beieinander finden, für eine kurze Zeit.« Auch Roth, der 13 Jahre jüngere, gewährte immer wieder Hilfe: Als Zweig sich mit der Novelle *Der begrabene Leuchter* quälte, lieferte er ihm die rettende Passage.

Von Ostende ist es nicht weit bis Bredene, einen kleinen Badeort. Dort wohnen im Sommer 1936 Arthur Koestler, Willi Münzenberg, die Kischs und andere Schriftsteller der Emigration, kommunistische Kampf- oder Weggenossen, aufgewühlt durch die Ereignisse in Deutschland und durch den faschistischen Aufstand in Spanien.

## Glück und Katastrophe

Titel und Umschlag des Buches könnten ein Idyll suggerieren, doch dem Autor gelingt es, das Neben-, ja Ineinander von Beklommenheit und Glück, von Katastrophenbewusstsein und Sorglosigkeit in jeder Szene, jedem Satz fühlbar zu machen: »Wieder einmal sitzen sie alle im *Flore*, diese Gesellschaft der Stürzenden, die in diesem Sommer noch einmal versucht, sich als eine Art Urlaubsgesellschaft zu fühlen. Noch einmal versucht, eine Sorglosigkeit zu simulieren.«

Alle Beteiligten haben die Beschwerden und Qualen des Exils kennen gelernt, alle haben schmerzhaft Fluchten und Trennungen hinter sich. Hinter sich? Nein: Das Vergangene, das Geflohene ist in ihnen. Nur wenige können von sich sagen, dass ihnen im Exil etwas zur Heimat geworden sei: eine Liebe, eine Arbeit, eine neue Sprache.

Man arbeitet viel, diskutiert häufig und heftig: über die weltpolitische Lage, über die Aussichten und Mittel des Widerstands, über die Notwendigkeit und Un-

möglichkeit von Kompromissen. Man genießt auch: »Nur jetzt noch alles Gute mitnehmen, solange man es noch genießen darf«, schreibt Zweig in einem letzten Brief aus Ostende – ein »noch ... darf«, in dem schon das »nie mehr« anklingt. Es ist vielleicht Joseph Roth, dem trotz neuer, letzter Liebe das Genießen am wenigsten vergönnt ist: »Roth schätzte die heiße Sonne nicht, auch nicht den Strand, und nach fröhlicher Ferienatmosphäre stand ihm überhaupt nicht der Sinn.«

Zu sehr sind seine Seele und sein Körper krank von dem Wissen um das, was in Deutschland geschieht und sich bald über ganz Europa ausbreiten wird. Bereits im Februar 1933, als viele noch an das baldige Ende der Nazi Herrschaft glaubten, hatte Roth aus Paris an Zweig geschrieben: »Inzwischen wird es Ihnen klar sein, dass wir großen Katastrophen zutreiben. Abgesehen von den privaten – unsere literarische und materielle Existenz ist ja vernichtet – führt das Ganze zum neuen Krieg. Ich gebe keinen Heller mehr für unser Leben. Es ist gelungen, die Barbarei regieren zu lassen. Machen Sie sich keine Illusionen. Die Hölle regiert.« Einen Monat später: »Ich fürchte, es ist überhaupt zu spät.« Vielleicht kreisten auch darum die Debatten in Ostende und Bredene. Roth folgte ihnen vom Rande her.

Um den Lauf der Dinge, Szenen und Orte zu vergegenwärtigen schöpft der Autor aus Briefwechseln, Biografien, Autobiografien, aus Werken und »Schlüsselromanen« der Emigration und aus eigener Imagination. Die suggestive Unmittelbarkeit beruht auf der Rekonstruktion von Dialogen, der Wiedergabe von Gedanken und Erinnerungen, dem häufigen Gebrauch von Zeit- und Ortsbestimmungen wie »jetzt«, »gleich«, »jetzt und gleich«, »hier«, »auf ans Meer!«. Zuweilen irritiert das Gewimmel der Adverbien und das wellenartig wiederkehrende »ja«. Kaum dringt einmal ein »nein«, ein »vielleicht« in den Text.

Das fiktiv-realistische Ausschmücken – »Lotte Altmann, die seit zwei Jahren auch seine Geliebte ist, (...) wird gleich herunterkommen und die Schreibmaschine mitbringen«; »Sie gibt ihm scheu die Hand« – soll Atmosphäre schaffen, doch ist diese wirklich authentisch? Joseph Roth hatte einst behauptet: »Es ist unwürdig (...), festgelegte Ereignisse noch einmal formen zu wollen – und respektlos.« Könnte das auch hier zutreffen? Oder ist Roths Urteil einer heute unpassenden moralischen Radikalität und Empfindlichkeit geschuldet?

Explizite Selbstreflexion, die immer ein Infragestellen des eigenen Schreibens bedeutet und Bescheidenheit gegenüber der vergangenen Wirklichkeit offenbart, fehlt in diesem Buch. Doch sind durchaus Spuren des Herstellungsprozesses zu entdecken, etwa die Mischung der Verfahren – Zitieren, Schöpfen aus den Quellen, Einfühlung –, das Verwischen der Zeiten und der »Erzählinstanzen«. Kleine Fragwürdigkeiten lassen ebenfalls Momente »des Gemachten,

Hergestellten« (Adorno) durchscheinen.

Ist ein Satz wie »Ja, Roth hasst das Kino« in dieser Allgemeinheit gerechtfertigt? Bis Anfang der 30er Jahre schrieb Roth kenntnisreiche Filmkritiken. Einige zeugen von Begeisterung, sie preisen »Film-Dichtungen«, technisch und künstlerisch »großartige Leistungen«, »ohne Beispiel in der deutschen Filmkunst«. Entzückt war Roth von Robert Flahertys *Nanuk, der Eskimo* und René Clairs *Unter den Dächern von Paris*. Er hasste das, was die Filmbranche daraus machte: »Wenn eine Branche kriegslustig ist, so ist sie schwer zu zähmen. Denn sie verdient dabei«, schrieb er 1925. In *Der Antichrist* (1934) nannte er die Filmstudios »Schattenfabriken« und prangerte ihre ausbeuterischen Praktiken an: »Es kommt (...) vor, dass manche unter den Armen, die man in Hollywood Statisten nennt, kein Obdach für die Nacht haben.«

Volker Weidermann: *Ostende. 1936, Sommer der Freundschaft. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2014, 157 S., 17,99 €.*



**Judith Klein**

ist Publizistin und Übersetzerin in Osnabrück und Paris.

Harro Zimmermann

## Ästhet und Provokateur

### Vor 50 Jahren starb Friedrich Sieburg

Bis in die 60er Jahre hat man ihn zum »Opportunisten« und »Kollaborateur« mit Nazi-Deutschland, ja zu einem »großen Lumpen« erklärt. Die Autoren der Gruppe 47 stellten ihn als reaktionären Ästheten ins Abseits, und lange Zeit wurde er keiner öffentlichen Ehrung für wert befunden. Ist dieser Friedrich Sieburg also eine geschichtspolitische Leerstelle? Der Schrift-

steller und Journalist bekannte zwar sporadisch seine Scham gegenüber dem eigenen Mitläufertum, aber öffentlich im Büßergewand zu erscheinen, war seine Sache nicht. Sieburg begann seine Nachkriegskarriere vielmehr in der Pose des demokratischen Kritikers. Schon 1949 sang er ein Loblied auf die »schwarzweiße Magie« der Presse und klagte gegenüber der Poli-